

148

Paul Parin

Das Ich und das Orale

Eines der wichtigsten Ziele der Untersuchungen, die wir im Jahre 1960 bei den Dogon in der Mali-Republik unternommen haben (Parin et al., 1963), war es, die dynamischen und strukturellen Eigenschaften der Analysanden aufzuzeigen. Unter »Ich« verstehen wir das, was Freud als Ich bezeichnet hat, ein Konzept, das von Anna Freud (1936) und von Hartmann, Kris und Loewenstein (1949) weiterentwickelt wurde. Dabei traten strukturelle Aspekte, die eng mit der Oralität verbunden waren, besonders hervor.

Das Dogonkind (wie auch die Kinder anderer afrikanischer Völker) hat bis zum Alter von 3 oder 4 Jahren einen intensiven und meist ununterbrochenen Kontakt zu seiner Mutter. Es wird bis zu diesem Zeitpunkt gestillt. Erst dann kommt es zur Abstillung. Diese Gegebenheiten müssen als grundlegende Elemente der Ichentwicklung angesehen werden. Es sei jedoch betont, daß es nicht einzelne Tatsachen wie die langdauernde Stillzeit sind, die die eine oder die andere Ichstruktur bestimmen, obzwar die entsprechenden Erlebnisse für die weitere psychische Entwicklung von grundlegender Bedeutung sind. Aus den psychoanalytischen Gesprächen konnten wir ableiten, daß die unbewußte Einstellung der Mutter, die sich von ihrem Kind nicht trennen kann und alle seine Bedürfnisse stillen muß, zur Folge hat, daß sie als Instrument der Befriedigung erlebt wird. Daß sie auf diese, überaus wichtige, Funktion reduziert wird, wirft ein Licht auf den strukturierenden Einfluß der Mutter für die Ichentwicklung des Kindes.

Die frühesten Erlebnisse des Dogonkindes müssen in enger Verbindung mit der Art ihrer Wahrnehmungen gesehen werden. Eine reichhaltige Ausdifferenzierung der Wahrnehmungsweisen gestattet früh die Entwicklung autonomer Funktionen und sichert die Stillung triebhafter Bedürfnisse; sie werden später beibehalten und beteiligen sich an der endgültigen Strukturierung des Ich.

Auch wir Europäer bewahren, wie sie, bestimmte, im engeren Sinn orale Triebregungen, wie die Lust am Essen, und auch bestimmte »sekundäre autonome« Funktionen, die mit den Erfahrungen der ersten Lebensmonate verknüpft sind. Bei den Dogon scheint jedoch die Wahrnehmung und Innervation des Körpers mit viel größeren integrativen Fähigkeiten einherzugehen. Es ist dies auf die viel längere Zeit zurückzuführen, in der das Kind andauernd im Hautkontakt auf dem Rücken der Mutter getragen wird und in der diese Wahrnehmungsweisen im Dialog mit der Mutter vorherrschen. Das Ich hat

149

Zeit, die empathische Einfühlung durch die Einbeziehung vestibulärer und kinästhetischer Funktionen zu erweitern und so seine empathische Wahrnehmung außerordentlich früh auszudifferenzieren. Während der analytischen Gespräche konnten wir feststellen, daß diese Wahrnehmungsmodalitäten so stabil sind, daß sie nicht gestört werden, selbst wenn ein Konflikt auftritt, der andere Ichfunktionen stark behindert.

Diese dauerhaften Ichfunktionen, die sich in der oralen Phase entwickelt haben, werden im Verlauf der weiteren Ichentwicklung desexualisiert. Sie werden zu bleibenden und wichtigen Strukturelementen des Ich, die sich lebenslänglich bemerkbar machen.

Wegen der Wichtigkeit dieser Faktoren für die individuelle Reaktionsweise und den Charakter kann man sagen, daß die Strukturierung des Ich bei den Dogon anders erfolgt als bei Europäern. Das Dogon-Ich scheint von einer oralen Ausformung bestimmt zu sein, die seinen spezifischen Charakter prägt. Die Triebregungen und Wahrnehmungsweisen, die von der Körperwahrnehmung ausgehen, münden in die orale Ichausbildung ein. Eine solche Auffassung von der Ichstruktur führt unmittelbar zu erheblichen theoretischen und praktischen Folgerungen.

Welche Rolle kann zum Beispiel die Analität bei einer Ichbildung spielen, die sich überwiegend in der Oralität strukturiert? Bekanntlich gibt es, im Gegensatz zu unseren Gewohnheiten, weder bei den Dogon noch bei vielen anderen afrikanischen Völkern eine Erziehung zur Sauberkeit während der analen Phase. Wiederum weise ich – wie schon anläßlich der langen Stillzeit – darauf hin, daß der Einzeltatsache, daß es keine Sauberkeitserziehung gibt, kein strukturierender Einfluß auf die Ichbildung zugeschrieben werden kann. Wichtig für die Ichstruktur ist vielmehr, daß die Trennung von der Mutter ohne irgendeine polemische Auseinandersetzung erfolgt. Darum kommt es nicht zu einer sado-analen Strukturierung des Ich.

Bei den Dogon behalten die Modalität des sich Einverleibens, etwas zu bekommen, etwas zu integrieren, und die des Ausstoßens, sich zu sondern und sich von etwas zu trennen, ihre auf Austausch und Gegenseitigkeit beruhende orale Flexibilität. In den analytischen Beziehungen traten sado-anal gefärbte Gefühlsregungen äußerst selten in Erscheinung. Eine besitzergreifende Bindung an geschätzte Objekte, ein Ressentiment oder eine affektive Zurückhaltung gelten bei den Dogon als krankhaft.

So war festzustellen, daß das Durchlaufen der sado-analen Entwicklungsphase, in der sich wichtige Elemente der Willensfunktion auszubilden pflegen, nur unbedeutende Spuren in der Ichstruktur hinterläßt, während manche unmittelbare Reaktionen der Analysanden das Kon-

150

zept einer oralen Strukturierung zu beweisen schienen. An drei Beispielen soll gezeigt werden, wie eine Konfliktneigung in der Objektbeziehung durch den überraschenden Rückgriff auf die sogenannten oralen Ichfunktionen überwunden werden kann. Ich will kurz auf drei typische Situationen eingehen: auf den Besitz eines Liebesobjekts (1), auf die Konstanz und Dauer in der Objektbeziehung (2), auf den Objektverlust (3).

1. Wenn der Wunsch wach wird, ein Liebesobjekt zu besitzen, sich etwas anzueignen, taucht fast immer gleichzeitig ein Wunsch auf, das gleiche mit jemand anderem zu teilen. Gerade diese Gleichzeitigkeit muß als orale Ichfunktion gelten.

2. Der Wunsch, eine Objektbeziehung ununterbrochen fort dauern zu lassen, wandelt sich in ganz spezifischer Weise, wenn die realen Verhältnisse seiner direkten Erfüllung im Wege stehen. Zuerst versucht die Person jede Entwicklung, die ihrem Ende entgegengeht, zu bremsen; gleichzeitig fügt sie zu dieser Entwicklung etwas Materielles oder Psychisches hinzu, sei es als Gefühl, als Phantasie oder als mythisches Geschehen, offensichtlich mit der Absicht, eine Fortdauer ohne Abbruch zu gewährleisten. Diese Beobachtungen bestätigen sich am Umgang mit dem Tod. Der Tod kann, für die Dogon, nicht plötzlich eintreten. Darum sagen sie auch, daß jemand daran ist zu sterben, oft schon seit Jahren, und dieses Sterben geht nach dem physischen Tod weiter und vertieft sich allmählich. Die mythische Philosophie der Dogon, die Griaule und seine Nachfolger so schön beschrieben haben, nimmt ihren Ursprung von dieser Form des Erlebens.

Bei diesen Verhältnissen ist es leicht einzusehen, daß die Triebregung selber, der Wunsch, wichtiger ist als die Qualität des Objekts. Dies entspricht genau einem Element, das aus der oralen Phase der Libidoentwicklung her stammt.

3. Die Trauer nach einem Objektverlust wird durch die Mobilisierung jener Fähigkeit überwunden, eine oder mehrere Eigenschaften des Objekts durch andere Eigenschaften, die anderen Objekten angehören, zu ersetzen. Jeder Art von Verlust wird so begegnet: dem Objektverlust, dem Verlust der Liebe für eine Person, dem Verlust eines Ideals, das aus einer befriedigenden Phantasie hervorgegangen ist. Danach kann der Verlust in der Realität ungeschehen gemacht werden; ein Ersatz für das Verlorene ist ohne innere Hinderung zu finden.

Die Dogon scheinen nach einem Todesfall eine ganz besondere Art der Trauerarbeit zu vollziehen. Ihre Trauer ist äußerst intensiv, und sie geht eigenartig rasch vorüber. Alle, die mit uns gearbeitet haben, hatten eine bemerkenswerte Fähigkeit, sich einfach umzustellen, wenn eine Entfremdung, ein Verlust oder ein Schaden eingetreten war.

151

Diese Beispiele lassen erraten, daß das Ich der Dogon sich den äußeren und inneren Verhältnissen ihres täglichen Lebens sehr flexibel anpassen vermag.

Doch kann die Dynamik ihrer Objektbeziehungen aus solchen Beobachtungen allein nur teilweise erklärt werden. Die ökonomischen Verhältnisse des Triebhaushalts kommen darin nicht zur Geltung, und doch sind es gerade sie, die uns das Konzept eines »oral« funktionierenden Ich vor allem nahegelegt haben.

Die Gemeinschaft der Dogon ist darauf angelegt, daß das Individuum seine Triebbedürfnisse mit möglichst wenig Aufschub befriedigen kann und daß Frustrationen, soweit es geht, vermieden werden. Man könnte von einer Art oralem Zwang zur Befriedigung sprechen. Da das Kind im Verlauf der symbiotischen Einheit mit seiner Mutter in der Befriedigung seiner Triebbedürfnisse durch keine mütterliche Ambivalenz gestört wird, erlebt es vorerst noch keinen Konflikt, der vom Gefühl der Frustration gefolgt wäre und den es selbst verursacht hätte. Deshalb wird, wenn sich das Objekt von dem noch unfertigen Ich ablöst, dieses Objekt immer als ein befriedigendes erlebt. Das heißt, daß das Subjekt sein Objekt auf orale Art wahrnimmt; es wird nicht zum Hindernis für eine Befriedigung. Der Drang, ein Triebbedürfnis zu befriedigen, behält den Charakter einer (oralen) Dringlichkeit und wird nicht zu einem (analen) Zwang. Dieser ökonomische Aspekt gilt für Junge und Alte, für Männer und Frauen. So kann die Triebspannung in der Beziehung zu einem Liebesobjekt nicht anwachsen; sie wird fortlaufend und unmittelbar »oral« entladen.

Man könnte versucht sein anzunehmen, daß das Ich der Dogon keine Autonomie gegenüber Triebansprüchen aufweist. Es bleibt wohl auch zeitlebens ein relativ dringliches Bedürfnis erhalten, Triebspannungen in kleinen Dosen zu entladen. Ein Anwachsen der Spannung bei einer Triebstauung wäre unerträglich und würde allzu heftige Affekte auslösen. Dennoch kann man nicht von einer mangelhaften Ich-Autonomie sprechen. Denn die oralen Triebäußerungen sind von einer solchen Vielfältigkeit und derart ausdifferenziert, daß sie sich fast ausnahmslos den verschiedensten Ichaktivitäten anpassen. Da das Ich außerordentlich flexibel ist und seine Spannungsfreiheit sogleich wieder erreicht (was wir »elastisch« nennen), kann es konflikthafte Entwicklungen zumeist

vermeiden. Das läuft auf eine Autonomie hinaus, die wir als eine »orale« der europäischen, überwiegend »anal« konstituierten gegenüberstellen können.

Die Flexibilität des Ich und die fortbestehenden Bedürfnisse nach Triebabfuhr bestimmen die Art der Beziehung, die die Dogon zu ihren Liebesobjekten und ganz allgemein zu ihren Mitmenschen haben. Ihre sozialen Beziehungen sind in eigenartiger Weise von diesem Zug

152

ihrer Persönlichkeit geprägt. Um ihren Besonderheiten gerecht zu werden, haben wir den Dogon eine besondere Form des Ich, ein »Gruppen-Ich« zugeschrieben. Dieses beruht vor allem auf zwei Faktoren, die ich hier hervorheben will:

- a) Die Flexibilität und Elastizität des individuellen Ich ermöglicht eine reiche Auswahl identifikatorischer Beziehungsformen, die den verschiedenen persönlichen und sozialen Beziehungen ihre besondere Gestalt geben.
- b) Das Gruppen-Ich ist durch den oralen Typus der Ich-Autonomie charakterisiert, die auf der Fähigkeit und dem Bedürfnis beruht, eine affektive Entspannung herbeizuführen.¹

¹ In seiner ursprünglichen französischen Fassung geht der Aufsatz des weiteren auf Themen ein, die in diesem Band an anderen Stellen behandelt werden; siehe Kap. 4, 8, 9 und 11.

Literatur

Parin, Paul & Fritz Morgenthaler & Goldy Parin-Matthèy): Die Weissen denken zuviel. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in Westafrika. Zürich: Atlantis Verlag.